

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

Copyright: 1914 by Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig. Geheiligte Formel für den Schutz des Inhalts in den Vereinigten Staaten von Amerika.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Eine tiefe Bitterkeit quoll in Ete auf. Was hatte das Leben für einen Sinn, das dem Menschen das Erkennen erst immer nachher gab, wenn es zu spät war, nur, wie um ihn grausam und höhnvoll zu quälen?

Noch plötzlich schraf Ete empor. Der Grund bebte und schütterte unter ihren Füßen, zugleich ein donnernd aufbrüllendes Krachen, als ob die Erde berste bis in ihre Grundfesten. Weit aufgerissen starren ihre Augen zu Tal, zum Unterdorf hin. Dort drunten eine Feuerfäule, riesenhoch, dann kohlschwarze Finsternis. Der Boden war hinauf zum Himmel geschleudert worden, mit allem was er trug.

Minutenlang stand diese gigantische Rauchwolke in der Luft und verdunkelte die Sonne. Zum Grausen unheimlich. Dann senkte sie sich langsam nieder, ein ungeheurer Aschenregen, und nun zerflatterten die letzten grauen Schleier — das Werk der Zerstörung ward dem Auge offenbar. Und Ete sah: wo eben noch das Dorf gestanden, all die menschlichen Wohnstätten — nichts mehr, nichts! Ein einziges weites Trümmersfeld, grau, schwarz, trostlos. Bloß hier und da spärliche Mauerreste, noch ein Stückchen Wand mit dem erkennbaren Rest einer Fensteröffnung. Nur abseits, drüben am Wligen Hause, ragte es noch aufrecht, der Stumpf des Turmes. Mitten durchgerissen von der Gewalt der Explosion war die eine Hälfte des unteren Stockwerks stehengeblieben. Wie ein schredlich verstümmeltes Mied — ein graufiger Anblick.

Begungslos stand Ete und blickte nieder auf die Stätte der Zerstörung. Ein Bild ihres eigenen Innern. Und ihre grenzenlose Verlassenheit ward ihr von diesem Anblick bewußt, wie noch nie in all der Zeit ihres Alleinseins.

Müde ließ sie sich auf der Bank nieder. Sie sah hinein in sich selber und in ihre Zukunft.

Was sollte mit ihr werden?

Alles, was ihr vertraut und heimisch gewesen, hier war es hingesunken. Die Wasser würden es decken, die nun zu rauschen begannen da drunten. Nichts hielt sie hier mehr. Aber wohin nun mit ihr?

Dies unstete Herumschweifen, wie bisher in ihrem Witwenjahr, war doch nur ein Notbehelf gewesen. Sie war keiner jener leicht beschwingten Zugvögel, die mit der Saison von Ort zu Ort flatterten, wie sie so viel da drunten getroffen. Nein, sie war eine Natur, die Wurzel schlagen mußte, tief und fest, sollte sie weiter leben.

Aber wo fand sie noch einmal Heimatsboden?

Lange sann Ete vor sich hin.

Endlich blickte sie wieder auf. Ihr Auge fiel jetzt drüben auf den Berghang über dem Oberdorf. Schwer und massig lagen da die Werkanlagen von Christianzglüd. Geseiert wurde heute auch dort droben. Die Förderräder standen still. Die Aufzüge an den Hochöfen ruhten. Aber aus den Röstöfen, aus den Essen der Kesselhäuser, wo die Feuer nicht erkalten durften, stieg leise und immerwährend der Dampf und floß zusammen zu einem warmen, feuchten Brodem. Dumpf klang das ständige Puffen und Schüttern der Maschinen, das dunkle Rauschen der Kühlwässer von den Hochöfen herüber. Wie ein riesiges Arbeitstier lag das feiernde Werk da. Wie ein Gigant, der von seiner Mühe ermattet am Boden ruht. Aber noch stiegen ihm mit dumpfem Keuchen die Flanken, und über seinem schweißrauchenden Leib zittert heiß die Luft.

Festigkeit kam da allmählich wieder in Etes Seele. Arbeit im Dienste anderer, der Armen und Schwachen, der hilflosen Kleinen — war das nicht auch ihre Lösung? Sie allein vermochte ihr wohl noch Heilung zu bringen. War es freilich auch nur ein Ersatz für ein anderes, stärkeres Schonen, in den Tiefen ihrer Weibesnatur, es würde immerhin ihrem Leben wieder ein Ziel geben. Und Ete erhob sich. Mit einem letzten, langen Blick nahm sie Abschied von der versinkenden Heimat.

Dann wandte sie sich langsam nach der Richtung der Talsperre hin. Es war inzwischen still dort geworden. Die Feier schien vorüber. Ob er nun wohl kommen würde?

In den Wald hineinlaufend, stand sie. Noch einmal fragte sie sich: War es richtig gewesen, daß sie ihm diese Zeilen geschrieben, ihm um diese Unterredung gebeten hatte?

Gewissenhaft prüfte sie und entschied: Vielleicht war es etwas Ungewöhnliches, aber sicher nichts Unrechtes. Der Ernst der Absicht gab ihr das Recht zu solchem Schritt.

So sah sie mit Ruhe seinem Erscheinen entgegen. Denn sie fühlte, er würde kommen. Und er ließ auch nicht lange mehr auf sich warten. Bald schallten aus dem Wald hinter ihr nahende Tritte, dann rauschten die Zweige auseinander — Gerhard Bertsch stand vor ihr.

Nun sie sich ihm gegenüber fand, so nahe und in tiefer Einsamkeit, fühlte sie doch ihre Sicherheit etwas weichen. Und mehr noch, wie sie jetzt in seine Züge sah. Sie verbargen bei aller Beherrschtheit nur schlecht die innere Erregung. In seinen Augen bebte es, wie ein Hoffen, das noch nicht hervorzubrechen wagte. Es schwang auch aus seiner Stimme, wie er sie begrüßte, stöckend und noch unsicher ihr gegenüber.

„Verzeihung — daß ich auf mich warten ließ. Aber ich ging, sobald ich irgend abkommen konnte. Ete, Ihre Zeilen — nein, das ist ja Unsinn so! Sprich mir nachher mein Urteil, wie du willst, aber in dieser Stunde, der einzigen und letzten vielleicht, die mir noch mit dir vergönnt ist, will ich reden, wie mir ums Herz ist. Du weißt ja nicht —“

Doch nun hatte sie sich wieder. Voll sah sie ihn an. Aber eine große, abgeklärte Ruhe war in dem Blick, der ihn

suchte. Und leise bewegte sie das Haupt. Ein Abwehren, bei aller Sanfttheit fest und bestimmt.

„Gerhard — versteh' meinen Brief nicht falsch. Knüp' daran nicht Hoffnungen, die ich gleich wieder enttäuschen müßte. Wenn ich dich rief, so geschah es nur, um dir zu sagen, was sich in mir durchgerungen hat in Stunden, voll tiefer Bitternis, aber dennoch wohl von Segen. Das Leben hat sein Werk getan auch an mir. Heute denke ich anders über manches, und ich weiß: ich handelte töricht, damals in jener Stunde, die uns trennte.“

Ein Aufzucken in seiner Rechten, als wollte sie sich ihr entgegenstrecken. Doch sie sprach weiter, im gleichen still entschlossenen Ton:

„Es ist nun einmal geschehen und nicht mehr gutzumachen. Aber vielleicht hilft es auch dir leichter hinweg, wenn ich dir sage, Gerhard: ich sehe nur noch Verhängnis, wo ich früher Schuld bei dir sah. Ich weiß, du leidest unter deinem Irren und zerquälst dich in innerer Zerrissenheit. So verlierst du dein Bestes, deine kostbaren, schönen Jahre, die dir Freude bringen sollten und Glück. Das jammert mich, Gerhard, helfen möchte ich dir, wieder mit hellen Augen ins Leben zu blicken, und darum rief ich dich noch einmal. Komm, gib mir deine Hand. Laß mit dieser Stunde alles vergessen sein, was dich quält. Nichts von Schuld und Verzichten. Du hast dir nichts mehr vorzuwerfen. Bist' wieder frei ins Leben, voll frischer Zuversicht, und nimm dir deinen Anteil am Glück — solange es noch Zeit ist.“

Leiser ward ihre Stimme und ein wenig dunkel. Aber nur für einen Augenblick. Dann lönte sie wieder fest und klar.

„So, das war's, was ich dir sagen wollte. Und wo es geschehen, ist mir selber leichter ums Herz. Nun kann ich ruhig weg von hier. Und damit laß uns denn nun jeder fortan seinen Weg gehen. Allein, aber ohne Bitterkeit gegen den andern.“

Sie wollte mit einem leisen Druck ihrer Hand von ihm scheiden, doch er ließ sie nicht..

„E!e!“

Ein Ton war es, der klang fernher, aus sel'ger Zeit. Die Farbe wich da von ihren Wangen. Doch abwehrend schüttelte sie das Haupt.

Aber seine beiden Hände hielten sie, und es strömte von ihnen wieder die alte, siegesfrohe Kraft aus.

„Wenn es so ist — warum dann allein unsere Wege gehen?“

„Zu viel steht zwischen uns —“ im Erinnern daran kam ein wehes Schüttern in ihre Stimme — „bei dir wie mir.“

„Aber nichts, das nicht vergessen werden könnte, das nicht zusammenbräche wie die morschen Trümmer da drunten, wenn wir nur wollen!“

Wieder nur das stumme, traurige Abwehren. Doch seine aufrüttelnden Hände sandten gesteigerte Lebensströme hinüber in ihre matten Pulse.

„E!e! Muß ich es jetzt umgekehrt dir zurufen? Kraft und Wille überwinden alles! Was steht denn in Wahrheit noch zwischen uns, wenn wir beide uns wieder frei ins Auge sehen können, Hand in Hand? Nichts, E!e, nichts! Wasse Schatten, die uns nicht schrecken können. Alles andere aber, was wir selber uns angetan, es ist ausgelöscht in dieser Stunde, nach unserm festen, ehrlichen Willen. Nur das eine gilt: wir lieben uns! Nein, leugne es nicht. Dein Auge spricht wahrer als jedes Wort: du liebst mich — trotz allem. Und ich? Ich liebe dich, wie einst, wie immer. E!e — ich nehm' dich! Mit gutem Recht: mein warst du, mein bist du — mein!“

Und ehe sich ihr noch eine Antwort entzogen, hatte er sie schon an sich gerissen und küßte sie. Küßte sie wie damals. In stürmischem Begehren. Wie ein Frühlingsturm brauste es hin über sie. Sein ungestüm forderndes Werben. Aber heute floh sie nicht mehr, von Schreden verwirrt. Geschlossenen Auges ruhte sie in seinem Arm und genoß erschauernd das Glück der Erfüllung.

Die Wasser stiegen im Rauchen Grund. Welle auf Welle des Flusses rannte gegen die Brustwehr des Staudammes, sprang wütend hoch an den steinernen Quadern und warf sich gegen die eisernen Schleusentore der Durchlässe. Aber unerschütterlich hielt das Menschenwerk dem Rasen der empörten Naturgewalten stand. Da wirbelten die bestürzten Wassermassen, wild aufschäumend in ohnmächtiger Wut, eine Weile vor dem unüberwindlichen Hindernis umher

und brachen dann seitlich aus, in plötzlichen Entschluß. Auf die Flur warfen sie sich, auf die Felder und Wiesen längs des Flusses. Das war auch willkommene Beute. Stets hatten sie ja im Vorbeifahren mit gieriger Zunge nach diesen Ufern geleckt. Nun war ihnen das Opfer verfallen — endlich.

Bei, das war ein wild lustiges Rennen — frei und ungehindert über die Acker, auf denen der Mensch bisher so schneckenlangsam und mühselig seine Furchen gezogen. Unaufhaltsam, weiter, immer weiter, über die ganze Talbreite, bis hin an den Fuß der Berge. Aber auch hier noch kein Anhalten. Holla — nein, jetzt ging es erst recht an. An den Bergflanken kletterten die toll gewordenen Wogen hinauf, in aufschäumender Lust. Zoll um Zoll, Fuß um Fuß. Und begriffen es jauchzend: alles war ihnen überlassen — alles, Flur und Feld, Haus und Hof, Baum und Strauch. Ho!ho! so gute Tage hatten die wilden Wasser lange nicht mehr gehabt. Seit den Urzeiten nicht, wo die Ozeane langsam zurückgewichen waren von Berg und Tal und allmählich das große Grünen und Leben begonnen auf dem kahlen Steinleib der Erde.

„Ja, alles ward ihnen zur Beute, den schäumenden, kreisenden Wassern, die nun den Rauchen Grund überraunen Tag und Nacht. Schon deckte ein langgestradter Seespiegel das Wiesental. Und droben, im sicheren Schutz der Berghöhen standen Tausende von Menschen, herbeigeeilt von nah und fern, und sahen dem wachsenden Werk der Vernichtung zu. Aber aus dem großen Sterben dort würde Leben erblühen — größer noch, unendlich viel gewaltiger als das, was dort verfaul vor ihren Augen. Und im stummen Hinstarren padte es sie, schauernde Andacht, ein stolz schwellendes Ahnen: immer mehr, immer herrlicher erfüllte sich die uralte Verheißung an das Menschengeschlecht: Herr zu werden der Erde und Meister ihrer schöpferischen Kräfte.“

So blickten sie nieder und sahen, wie die gefräßigen Wasser drunten das Dorf umkreisten wie hungrige Wölfe, immer näher heranschlichen, immer höher emporzuprangen. Nach und nach fielen ihrer Vier immer mehr Opfer. Hier eine unterwühlte Wand, dort ein wankender Mauerrest.

Mit steigender Spannung richteten sich die Blicke der Tausende endlich auf den Turmstumpf vor dem Dorf, beim Adligen Hause. Trüzig ragte er allein noch schließlich empor und hielt den wutschäumenden Anzeigern Widerpart. Auf dem geborstenen, rauchgeschwärzten Mauerkranz oben schimmerte es bisweilen hell ab und blinkte silberweiß im Sonnenlicht. Nun erkannte man: Tauben! Treu der Stätte, wo sie so lange Hausung und Nahrung gefunden, konnten sie sich nicht trennen von dem Ort, trotz seiner Verwüstung. Von Zeit zu Zeit zwar klatterten sie auf, kreisten wie suchend über der Trümmerstätte und den steigenden Wassern, aber immer wieder ließen sie sich auf der Ruine des Turms nieder, ihrer letzten Zuflucht. Aber wie lange noch? Und mitteleidsvoll spähte alles auf den Berghöhen hin zu den armen Tieren.

Doch nun! Was ging plötzlich für ein Raunen durch die Menschenmenge und lief, weit um das ganze Talrund, von Mund zu Mund, von Gruppe zu Gruppe, die dort stand? Und ein Grauen schlich leise ihm nach. War es denn möglich? Auch ein Mensch sollte dort noch weilen in dem alten Gemäuer, das jede Minute vom Zusammenbruch ereilt werden konnte? Ein armer, hilfloser Kranker oder Alter, den sie vergessen hatten, gestern bei dem großen Räumungswerk!

Erstrocken sah einer den andern an. Doch dann kamen Zweifel. Ja nicht denkbar! Aber einige beharrten erregt. Doch, doch, ganz deutlich hatte man ihn vorhin gesehen, wie er eine Weile an der Fensterhöhle gestanden hatte — ganz gewiß, eine menschliche Gestalt!

(Schluß folgt.)

„Der Krieg in der Medaille.“

Von Pius Alexander Wolff.

In seinem lehrswerten Büchlein „Die Wiedererwedung der Medaille“, hat der treffliche Alfred Lichtwark die Medaille einmal als die eigentümlich vollstimmliche Form, als „das Volkslied der Skulptur“ angeprochen, und sich anheimlich gemacht, an der Hand der Gedankenwägen eine Geschichte der Seelenstimmung unseres Volkes zu schreiben. War doch die Medaille nicht nur — zum letzten Male im großen Stile unter Napoleon I. — den Fürsten die eiserne Chronik ihrer Taten, sondern mehr noch für das Volk die am meisten geliebte Form, in populärer Weise die

Erinnerung an alle bedeutenden äußeren Ereignisse festzuhalten. Jahre der Not oder des Ueberflusses wurden durch Medaillen gekennzeichnet; erschien ein Komet, so verbreitete die Medaille mit seinem Bilde zugleich Mahnung und Trost. Große politische Ereignisse, wie der Tod eines vornehmlichen Felden, wurden durch die Medaille registriert, und war das große Sterben vorübergegangen, so war es wiederum die Medaille, die das Glück der Erlösung aller Welt verkündete. Am stärksten hat von jeder die Medaille aber ihre Macht über das Gemüt des Volkes in Kriegszeiten offenbart, und die zahlreichen Kriegsmedaillen bedeuten nicht nur ein überaus fesselndes Bild des Krieges in der Medaille, sondern sie spiegeln auch die jeweilige Volksstimmung in besonders charakteristischer Weise wieder, sie sind in Wahrheit — um mit Shakespeare zu reden — die „abgefärbte Chronik der Zeit“.

Die Heimat der Medaille, soweit das Wort Denkmünze bedeutet, ist Italien. Hier, wo nach langem Darniederliegen die Künste an den antiken Vorbildern sich am raschesten wieder erholten, wurden während des Mittelalters die ersten großen Medaillen angefertigt. Die ältesten uns bekannten Stücke aus dieser Zeit sind die um das Jahr 1390 auf die Eroberung von Padua hergestellten Kriegsmedaillen, welche die Köpfe des älteren und des jüngeren Franz von Carara aufweisen. Häufiger begegnen wir solchen Erinnerungsmedaillen im 15. Jahrhundert, um dessen Mitte die italienische Medaillenkunst, die damals hauptsächlich von Malern ausgeführt wurde, ihre höchste Blüte erlebte. Die Medaillen, meist von Kupfer, wurden nach einem in Wachs oder einem ähnlichen Material hergestellten Modell gegossen und dann in der Regel mit dem Griffel leicht überarbeitet. Unter den Künstlern, die sich zu jener Zeit vornehmlich auf diesem Gebiete der Kleinplastik hervortaten, steht Vittore Pisano an erster Stelle. Die Bildnisse der verschiedenen Fürsten, die gewöhnlich die Hauptseite der Medaillen zieren, zeichnen sich ebenso durch große Lebenswahrheit, wie die allegorischen Darstellungen der Rückseiten durch Großzügigkeit der Komposition auf seine künstlerische Ausführung aus.

In Deutschland entwickelte sich die Medaillenkunst erheblich später, so recht eigentlich erst im 16. Jahrhundert mit Beginn der Renaissance, wo sich namentlich unsere Goldschmiede ihrer mit Glück und Geschick annahmen, um bald Meister ersten Ranges auf diesem Gebiete ersehen zu sehen, wie Albrecht Dürer, Peter Vischer und Hans Schwarz. Die deutschen Medaillen der Renaissance, die in edlen, wie unedlen Metallen, aber immer gleich schön und sorgfältig hergestellt wurden, fallen durch die lebenswahre und charakteristische Auffassung ihrer Bildnisse, die zierliche und sinnige Darstellung ihrer Rehrseite in bemerkenswerter Weise auf. Neben den schönen, künstlerisch oft ungemein wert- und eindrucksvollen Porträtsmedaillen, die man sich entweder gegenseitig zur Erinnerung, wie etwa heute die Photographien, oder bei festlichen Anlässen als ehrende Angebinde widmete, sind in dieser Zeit die Kriegsmedaillen besonders stark vertreten; und der Krieg mit seinen Schlachten, Belagerungen und Eroberungen findet nicht nur in allerhand Denkmünzen, sondern auch in vielen charakteristischen Geldstücken seine Denkmäler. So sind, um nur einige Einzelheiten zu erwähnen, die Schlachten von Mühlberg (1547), von Lützen (1632) und Zehrbellin (1675) durch Kriegsmedaillen verherrlicht worden, die als ehrene Schlachtberichte, wie als schöne Erinnerungsstücke an eine sturmbelegte Zeit in gleicher Stärke noch heute zu interessieren wissen. Ganz besonders aber haben die Städtebelagerungen in dieser Hinsicht unsere numismatischen Sammlungen bereichert, und man sieht aus diesen Erinnerungen an derartige glückliche und verunglückte Unternehmungen, welche große Rolle damals der Krieg im Empfindungsleben des ganzen Volkes spielte. Hier wird die Medaille im schönsten Sinne des Wortes zum Geschichtsdenkmal und erfüllt ihren vornehmsten Zweck, zur Bestärkung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu dienen, reiflos und eindrucksvoll. Es sei hier nur an die Medaillen auf die Belagerung Straßbunds durch Wallenstein (1628) und auf die Einnahme von Regensburg durch Bernhard von Weimar (1633) erinnert. Das Merkwürdigste in dieser Beziehung hat, wie Ferdinand Friedensburg in seinem vor trefflichen Werke „Die Münze in der Kulturgeschichte“ zu berichten weiß, der braunschweigische Herzog August (1635—66) geleistet, der gleich eine ganze Reihe Taler, sieben Stück, ungeredet die Stempelverschiedenheiten, auf die „seit Anno 1626 vergeblich gesucht und endlich 1643 den 13. September erhaltene Evakuation, der zuerst von den Dänen, nochmals von dem Kaiserlichen besetzten Festung Wolfenbüttel“ schlagen ließ.

Eine nach Art und Zahl gleich erhebliche Steigerung erfuhren die Kriegsmedaillen durch die Türkenkriege. Da zeigte sich aber allmählich bei den Schöpfern der Kriegsmedaillen das Bestreben, die Taten der siegreichen Fürsten in allzu überchwänglicher Form zu verherrlichen. Ganz besonders geschah dies bekanntlich unter dem Einflusse von Ludwig XIV., dessen ruhmvoller Eitelkeit die Kunst auch auf diesem Gebiete ein Werk von nicht zu überbietender Bedeutung verdankt. Der König ließ nämlich unter der Leitung mehrerer Madeniker und bei eigener „allerhöchster“ Beteiligung durch Künstler von Rang und Ruf, wie Manger, Coppel und Le Clerc, eine sogenannte „histoire metalique“ seiner Regierung anfertigen, eine Reihe von nicht weniger

als 400 Medaillen, welche seine Siege und Waffenerfolge verherrlichten, und die künstlerisch ebenso erfreulich, wie kulturgeschichtlich tief bedauerlich anmuten.

Da lassen wir uns die Medaille und die Gedächtnismünze, welche die Kämpfe Friedrichs des Großen und seiner Zeit dem Gedenken der Nachwelt überliefern, schon eher gefallen, mag auch ihre Anzahl nicht immer im rechten Verhältnis zu ihrer künstlerischen Bedeutung stehen. Bemerkenswert ist es, daß der große König, der im allgemeinen eine große Abneigung gegen alles „Conterfeien“ hatte, dabei veranlassen mußte, daß weder seine Bildnisse, noch seine Medaillen, seine Blicke ähnelnd wieder gäbe, sich lebhaft für die Herstellung der Gedenkmünzen interessierte, ja sich selbst am Werke beteiligte, dessen Wert er mit den Worten kritisierte, „les medailles attestent plus les époques qu'elles ne sont fideles aux ressemblances.“ Kein Wunder, daß der König zahlreiche Stücke dieser Art in Auftrag gab, an den ihm vorgelegten Entwürfen änderte und gemeinsam mit seinem getreuen Maaupertuis passende Inschriften dafür ausdachte, nicht, wie Ludwig XIV., zur größeren Ehre seiner Person, sondern seines Staates, dessen „erster Diener“ er auch in dieser Hinsicht sein wollte. Beszeichnend für die hohe und seine Sinnesart des Königs ist die Bemerkung, die er tat, als er beim Einzug in Pressau die Mittelische Medaille mit der Kriemhild Sireja an seine Offiziere verteilte; er schenke, so meinte der König, ihnen „die Medaille, zu der sie selbst den Stempel gemacht hätten“. Wie reich die fredericianische Zeit an Kriegsmedaillen ist, zeigen Friedensburgs verlässliche Angaben, nach denen wir an Medaillen aus dem ersten schließlichen Krieg etwa 40 besitzen, während der zweite mit 45, der dritte sogar mit 150 verschiedenen Stücken beteiligt ist, die Friedensschlüsse allerdings mit eingerechnet; der Tschener Friede des Jahres 1778 fügt noch weitere 50 hinzu. Diese Medaillen sind, trotz gewisser, naturgemäß immer wiederkehrender Gedanken außerordentlich mannigfaltig und historisch sehr anregend. Daß die hohe Kunst auf ihnen meist recht tiefmütterlich bedacht ist, liegt in der Zeit begründet, die im großen und ganzen die Medaillenkunst bereits im argen Niedergang sah.

Nach dem an den meisten Stücken des 18. Jahrhunderts zu konstatierenden Verfall der Medaillenkunst berührt ihr großer Aufschwung zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wie er sich zunächst allerdings nur in Frankreich bemerken läßt, um so überraschender. Das schönste Zeugnis für diese erfreuliche Tatsache bedeutet die prachtvolle Medaillenreihe, die der Direktor der Pariser Medaillenmünze Denon in Verbindung mit Allier zur Verherrlichung der Helndenlaufbahn Napoleons geschaffen hat, und den gedanklichen Reichtum mit Schönheit in der Darstellung auf das glücklichste verbindet. Angeregt durch diese geschichtlich, wie künstlerisch gleich interessante Folge von Denkmünzen hat später Für Alexander dem Grafen Feodor Tolstoj den Auftrag gegeben, die Begebenheiten der Jahre 1812 und 1813 auf 65 Millimeter großen Medaillen mit seinem Bildnis als Held Hodoznisl darzustellen, und damit Bildwerke von erlesenem Geschmack ins Leben zu gerufen, denen wir in Deutschland durch das ganze 19. Jahrhundert kaum etwas ähnliches an die Seite stellen können. Haben wir uns doch darauf beschränkt, die Tradition der Geschichtsmünzen, bis in die letzten Jahrzehnte des verfloffenen Jahrhunderts fast ausschließlich in allerhand Talern aufrecht zu erhalten, unter denen die Reihe der schönen bayerischen Geschichtsdoppeltaler an erster Stelle zu erwähnen ist. Selbst die denkwürdigen Jahre 1866 und 1871 haben daran nicht viel geändert, mag man hier und da auch einmal einer künstlerisch wertvollen Schöpfung begegnen. Erst nach der „Wiedererweckung der Medaille“, die von Frankreich aus durch namhafte Größen, wie Chaplain, Roth, Dupuis, Dubine und Fremiet veranlaßt wurde, machte sich auch bei uns ein Aufschwung bemerkbar. Deutlich läßt sich das aus den bis jetzt erschienenen Wahrzeichen erkennen, die das Gedächtnis an den Weltkrieg der Jahre 1914 und 15, seine Toten und seine Helben in der Numismatik festhalten wollen. Künstler vom Range des Berliner Gaul und des Münchener Dasio weiterern miteinander darin, die Taten und die Gefallenen dieser von gewaltigen Geiselnissen durchtobten Zeit in Metall zu verewigen und Kriegsmedaillen zu schaffen, die in mehr als einer Hinsicht die zwar gut gemeinten, aber künstlerisch meist unbedeutenden Taler-Erzeugnisse, die man nach dem 70er Kriege aufkommen sah, doch um ein Erhebliches übertreffen. Und neben den bewährten Größen des Meißels und Griffels ist diesmal auch der künstlerische Nachwuchs mit bestem Erfolge an der Arbeit. Die jüngsten Kriegsmedaillen von Carl Ott („Die drei Kreuze, die für uns streiten“ und die „Münze der heiligen Barbara“ mit den zwei horizontalen Reihen von Geschütz- und Pferdehaken), A. Lehzen („Das große Dreieck“), Achtenhagen („Deutschland über alles“), Voewenthal („Generalfeldmarschall Hindenburg“) und Carl Göb, dem namentlich mehrere Spottmedaillen ganz vorzüglich gelangen, sind dafür herab die Beweise, die gleich den schönsten Werken aus der heroischen Blüteszeit der Renaissance, ihren hohen Zweck ebenso wirkungsvoll, wie eindrucksvoll erfüllen: Erinnerung an Großes festzuhalten und Großen Ehrung zu zollen, aus der Zeit für die Ewigkeit.

Vermischtes.

* Säbnerjagd im Schützengraben. Jedes Ding hat zwei Seiten, und so bringt das Leben im Schützengraben neben

harten Entbehrungen auch manche kuriose Ueberraschung, wie z. B. Gelegenheit zur Hühnerjagd. Die Hühner sind dieses Jahr in Französisch-Lothringen besonders gut geraten, da die Felder streckenweise seit Anfang des Krieges unbeadert liegen und infolgedessen kein Gelege zerstört worden ist. Gras und Unkraut reichen hiesig und bieten den Hühnern prächtige Deckung. Wie **W. W. Klamy** in der „Deutschen Jägerzeitung“ berichtet, konnte er am Rande seines Schützengrabens jeden Morgen, wenn das Gras noch naß war und die Hühner sich auf dem Grabenaustrich Neigung suchten, starke Ketten beobachten. Nahrung ist immer reichlich vorhanden, da die Feldgrauen Speisereste einfach über die Brustwehr des Grabens hinauswerfen. Unter diesen Umständen erwachte die Jagdlust, und so unternahm er, so oft es die Zeit erlaubte, eine Frühbirche auf Hühner, indem er den Schützengraben etwa 3 Km. weit entlang ging und ab und zu über den Rand lugte. „Oft habe ich auf diesem Wege zehn oder mehr Ketten Hühner angetroffen. Hatte ich eine Kette angebircht, so sorgte ich mir, da ich als Maschinengewehrschütze kein Gewehr führte, von den Infanterielameraden ein Gewehr, und dann wurden die Ketten im Sigen beschossen. Hierbei konnte ich zu meiner Verwunderung wahrnehmen, daß die Hühner von dem Schießen fast gar keine Notiz nahmen. Es ist mir sogar vorgekommen, daß ich die ganze Kammer, also fünf Schüsse des Gewehrs verschossen hatte und drei Hühner von den Kugeln getroffen lagen, ehe die übrigen abschnitten. Bemerkenswert ist noch ein Fall. Ich hatte mit dem Gewehr ein Huhn erlegt, und da ich die Hühner nicht mehr sehen konnte, kletterte ich aus dem Graben, um meine Beute in Sicherheit zu bringen. Wie ich das Huhn aufnehmen will, sehe ich die Kette etwa 6 bis 8 Schritt neben mir sitzen. Kurz entschlossen zog ich die Pistole heraus und feuerte noch dreimal hin, was mir wiederum ein Huhn einbrachte. Erst dann strich die Kette in den etwa 5 Meter weiter liegenden Stachelbratberbau.“ Allerdings war es höchste Zeit, daß der passionierte Jäger mit seiner Beute wieder in den Laufgraben kam, denn schon knallte es aus einer etwa 200 Meter entfernt liegenden, von den Franzosen besetzten Linie und einige Kugeln schwirrten an ihm vorüber. Natürlich hatten die Jägerfolge des Maschinengewehrschützen Schule gemacht und in den nächsten Tagen ist noch mancher Schutz in die friedlich äsenden Hühnerketten hinein getan worden, der eine willkommene Abwechslung der Feldgrauen Speisefarte herbeiführte.

Büchertisch.

a. **Hans Baldners Glücksjahr.** Roman von **W. Kuch.** Suedia-Verlag Jüngerheim a. d. B. Geb. 3 M. Die Geschichte des Ausfluges eines jungen Malers, der an seiner Künstler-schaft zu verzweifeln begann, dem aber in einer Schwarzwald-Sommerfrische ein reines Mädchen den Glauben an sich selber wiedergibt. Mit unbeirrbarem Idealismus und in treuherziger Sprache verfolgt der Erzähler sein Ziel, darzutun, daß reine Kunst und reine Liebe Höhenwege gehen, die die Grenzen des Alltags umgestraft verlassen dürfen. Die ethischen Fragen, die damit in die Erzählung verwoben werden, behandelt der Erzähler mit seinem Takt. Die Handlung selber ist fesselnd und folgerichtig aufgebaut und macht das mit hübschem Buchschmuck versehene Werk zu einem ansprechenden Geschenkband.

- **Kaubwild und Dickhäuter in Deutsch-Ostafrika.** Von **Hans Besser.** Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers, nach Zeichnungen von Professor **Wagner** und **R. Döfinger**, einem Kärtchen und einem farbigen Umschlagbilde, gezeichnet von **M. Zimmerer.** Preis geh. M. 1.—, Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung.

- **Europäische Volkshymnen und Heimatlieder.** 150 Hymnen und Heimatlieder von 66 europäischen Ländern und Staaten bezw. Provinzen in einem Bande, für Klavier leicht gesetzt M. 1.50, Verlag **Louis Dertel** in Hannover. Dieser Band nimmt in der Literatur eine Sonderstellung ein. Gibt es an sich schon nur wenige Sammelwerke dieses Inhalts, so wurde eine Sammlung von der Vielfältigkeit und Fülle, wie die vorliegende, bisher überhaupt noch nicht geboten. Und doch, welcher Musikkreund hätte heute, wo die Politik das A und O alles menschlichen Denkens bildet, nicht lebhaftes Verlangen zu wissen, wie die bulgarische oder die griechische oder die finnische Nationalhymne klingt? Und welcher Musikkreund stellte nicht mit größtem Interesse Vergleiche darüber an, wie der Schwede, der Türke, der Ire, der Holländer sein Heimatland besingt? Die Sammlung ist auch für Soloinstrumente, sowie für Orchester in allen Besetzungen erschienen. Ein Textheft mit den Liedern deutscher Zunge befindet sich in Vorbereitung.

- **Nr. 37 des „Wieland“** (Wieland-Verlag, Berlin W. 9. Lennestr. 4) erscheint als Sondernummer **Oesterreich-Ungarn** und bringt sowohl im literarischen wie auch im künstlerischen Teil nur Beiträge österreichischer und ungarischer Künstler und Schriftsteller. **Emil Orlik** ist durch das Titelbild, das Porträt des Generaloberst von **Poehendorf**, ferner durch das Porträt des General von **Koewes** sowie durch die farbige Zeichnung **Heimatliche Klänge** vertreten, **Egger-Vienz** durch ein farbiges Doppelblatt „**Walden**“, **E. Lobe** durch das Porträt des Generalobersten

Pfänger-Baltin, Matthey durch eine Illustration zu dem Gedicht **Brinz Eugen** von **Belgrad 1717.** Der literarische Teil bringt einen Aufsatz **Hermann Bahrs** „**Der Oesterreicher**“, Gedichte von **Richard Schaufal, Anton Wildgans** u. a., ferner eine Skizze aus dem Ungarischen von **Ernst Szó Jwan**, in autorisierter Uebersetzung von **Stefan J. Klein.** Preis des Heftes 30 Pfg.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Der gütigen Fürsorge unserer Stadtverwaltung verdanken wir noch einen reichen Vorrat an Weiskraut zu billigem Preise. Die kluge Hausfrau verschäume deshalb nicht, vor eintretender strenger Kälte sich damit zu versorgen, denn gerade das Weiskraut läßt sich in verschiedenster Form als schmackhaftes Gericht für die tägliche Mahlzeit gut verwenden. Es folgen im Küchensettel einige Beispiele.

Sonntag: Weiskrautsuppe, Kalbsbraten, Selleriesalat (nach Belieben mit Endiviasalat garniert), Kartoffeln, gekochte Aepfel.

Montag: Suppe von den Bratenkröden und dem Lunkenschand, gekochtes Ochsenfleisch, Meerrettig und Kartoffeln.

Dienstag: Fleischbrühsuppe mit Sago, Kriegsmehl, gekochtes Mischobst.

Mittwoch: Griesuppe, Dachbraten, bayrisches Kraut (Weiskraut zubereitet wie Rotkraut), durchgedrückte Kartoffeln.

Donnerstag: Haserlodenuppe, Eintopfgericht, Hammelfleisch mit allen Gemüsearten und Kartoffelstückchen zusammengedocht.

Freitag: Bohnensuppe, Fischauflauf*, Ruspfeife* mit Fruchtrost.

Samstag: Fischsuppe nach früher angegebenem Rezept Weiskrautwickel (Kaubfrösche), Tomatentunke und Kartoffeln in der Schale.

Kochanweisungen.

Fischauflauf: 1½ Pfund Fisch, 2 Pfund Schälkartoffeln, 20 Gramm Reibkäse, ½ Liter Milch, 2 Eßlöffel Mehl, 20 Gramm Fett. Der gekochte Fisch wird von den Gräten gelöst und in Stücken lagenweise mit in der Schale gekochten geschälten, in Scheiben geschnittenen Kartoffeln und dem Käse in eine gut ausgeglichene Auflaufform aufgeschichtet, Milch, Salz, Mehl verquirlt und darüber gegossen. Oben darauf gibt man Fettstückchen und backt den Auflauf ½ Stunde.

Ruspfeife: In ½ Liter kochende, gefüßte, mit Zitronen- oder Vanillegeschmack versehene Milch werden 5-6 Blatt aufgelöste Gelatine gerührt, vom Feuer genommen und 1 Tasse gemahlene Haselnüsse oder Walnüsse darunter gezogen, in eine ausgespülte Form gefüllt und gestürzt.

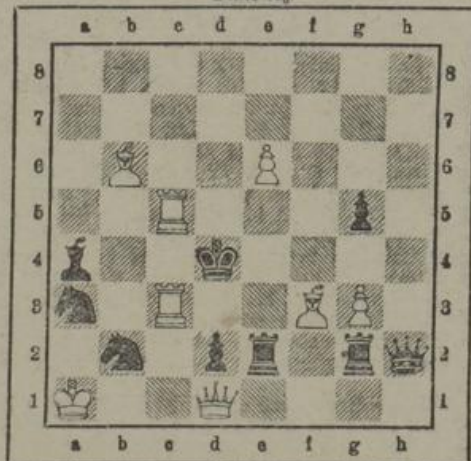
Gekochte Muscheln. Die gereinigten Muscheln werden ohne Wasser und ohne Zutaten auf das Feuer gesetzt. Nach 8-10 Minuten sind sie gar. Man kann sie aus der Schale zu Brot, Bratkartoffeln und Gemüse statt Fleisch essen, oder sie in Erbsen-, Bohnen- oder Graupensuppe verpacken.

Gabuttentmakronen: 2 Eiweiß, 125 Gramm Zucker, 125 Gramm geriebene Mandeln oder Haselnüsse, 2 Eßlöffel Hagbuttentmarmelade. Die zu Schnee geschlagenen Eiweiß werden mit dem Zucker ¼ Stunde gerührt und dann mit dem übrigen vermischt. Man setzt mit einem Löffel längliche Makronen auf Oblaten und backt sie in lauwarmem Ofen.

*) Siehe Kochanweisung.

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: England (eng - Land).